

Trotz Kritik hält Zürich am E-Voting fest

Der Regierungsrat will das elektronische Abstimmen bis 2022 ermöglichen und wünscht sich einen Volksentscheid

Quer durch alle Parteien gibt es Sicherheitsbedenken. Für Justizdirektorin Jacqueline Fehr ist E-Voting dennoch die Zukunft des Abstimmens – vor allem, um junge Stimmbürger nicht zu verlieren.

DANIEL FRITZSCHE

Die Digitalisierung schreitet unaufhaltsam voran. Die Zürcher Regierung sieht die Zeit reif, eine der letzten Bastionen der analogen Welt zu stürmen: Per 2022 soll es im Kanton möglich sein, elektronisch abzustimmen und zu wählen. Dies hat der Regierungsrat beschlossen. Bis nach den Sommerferien wird er eine Vernehmlassungsvorlage zur Revision des Gesetzes über die politischen Rechte erarbeiten. Ziel sei der «flächendeckende Einsatz von E-Voting», heisst es in einer Mitteilung. Der Regierungsrat hat dazu einige Eckwerte definiert. So soll E-Voting für alle Stimmberechtigten freiwillig sein. Die Möglichkeit, brieflich oder an der Urne abzustimmen, müsse beibehalten werden. Alle Prozesse und Aufgaben betreffend E-Voting sollen zudem grundsätzlich beim Kanton zentralisiert werden. Die Gemeinden müssten von administrativen

Zusatzaufgaben «grösstmöglich entlastet» werden. Eine unabhängige Wahl- und Abstimmungskommission soll die Prozesse kontrollieren. Dies darf als Beruhigungsspiel für die Skeptiker des Vorhabens gesehen werden.

E-Voting ist in den letzten Wochen stark unter Druck geraten. Eine Gruppe von Politikern, Juristen, IT-Experten und Netzaktivisten will das elektronische Abstimmen in der Schweiz sogar mittels einer Volksinitiative verbieten lassen. Die Gruppierung sieht nicht weniger als

Demokratie verträgt nicht das leiseste Misstrauen

Leitartikel auf Seite 12

die Demokratie in Gefahr. E-Wahl-Systeme seien einfach manipulierbar. Die Gegner befürchten Fälschungen im grossen Stil. Auch in Zürich ist der Widerstand gewachsen. Das mag erstauen, gehörte der Kanton doch zu den ersten, die sich in den 2000er Jahren an Pilotversuchen beteiligt hatten. In der Zwischenzeit ist die Begeisterung aber vielerorts verfliegen. Aus fast allen Parteien ertönen nun kritische Stimmen, am lautesten von SVP-Vertretern. Kantonsrat Hans-Peter Amrein wollte bereits bei

der letzten Budgetdebatte im Dezember 2017 Ausgaben für E-Voting-Vorarbeiten streichen lassen – damals erfolglos. Dass die Regierung nun dernessen vorpresche, überrasche ihn, sagt Amrein auf Anfrage. Solange auf eidgenössischer Ebene wichtige Fragen offen seien, könne sich Zürich ruhig verhalten. «Dieser überlegte Aktivismus ist unheimlich.» Amrein hat grundsätzliche Vorbehalte gegenüber E-Voting. Das höchste Gut einer Demokratie sei das Stimm- und Wahlrecht, findet er. «Damit darf nicht leichtfertig umgegangen werden.» Die Sicherheit könne heute nicht gewährleistet werden. «Die Hacker sind uns immer einen Schritt voraus», sagt er. Eine eidgenössisch geprüfte Voting-Software könne da noch so ausgeklügelt sein. Er empfiehlt, die Übung möglichst bald abzubrechen.

Viele Staaten haben ihre E-Voting-Projekte in den letzten Jahren gestoppt. So zum Beispiel Deutschland, Frankreich und Grossbritannien. Norwegen stand kurz vor der flächendeckenden Einführung, stieg aber wegen Sicherheitsbedenken wieder komplett auf Papier um. Die Zürcher Justizdirektorin Jacqueline Fehr (sp.) nimmt ebenfalls wahr, dass die Kritik an E-Voting lauter geworden ist. «Jedoch vor allem in der Politik», sagt sie. «Die Bevölkerung ist weniger skeptisch.» Praktisch jeder er-

ledige heute seine Bankgeschäfte via E-Banking. Vor allem für junge Leute, die mit der Digitalisierung aufwuchsen, seien digitale Lösungen etwas ganz Selbstverständliches. «Innen muss man heute fast erklären, wie ein Briefcouvert funktioniert.» Führten Zürich und andere Kantone kein E-Voting ein, nähme sie in Kauf, dass die Stimmbeteiligung bei den Jungen sinke. Generell rät



«Die Bevölkerung ist weniger skeptisch.»

Jacqueline Fehr
Zürcher
Justizdirektorin

Fehr zu mehr Gelassenheit. Fehler pasierten heute schon bei der Handauszahlung. An jedem Abstimmungssonntag müsse das Statistische Amt mit mehreren Gemeinden Kontakt aufnehmen, weil die eingegangenen Resultate nicht plausibel seien. Mit einer E-Lösung könnten Fehler viel rascher und genauer aufgedeckt werden.

Um jeden Preis will aber auch die Justizdirektorin die E-Abstimmungen nicht vorantreiben. «Zuerst muss die IT-Indus-

trie eine Lösung auf den Markt bringen, die den hohen Sicherheitsanforderungen des Bundes genügt.» Vorher schliesst Fehr die Einführung in Zürich aus. Bei der Vernehmlassungsvorlage, die ihre Direktion nun erarbeite, gehe es lediglich darum, die gesetzlichen Rahmenbedingungen zu schaffen, sagt Fehr. Gut möglich, dass dagegen das Referendum ergriffen wird. Jacqueline Fehr würde dies begrüssen. «E-Voting bekäme dadurch eine breite Legitimation.» Nicht zuletzt könnten mit der papierarmen Variante Kosten gespart werden. Rund 1,5 Millionen Franken pro Jahr wären es gemäss Schätzungen des Statistischen Amtes, wenn 20 Prozent der Stimmen künftig elektronisch abgegeben würden. Kritiker bezweifeln diese Zahlen.

Der Zürcher Regierungsrat wird noch einiges an Überzeugungsarbeit leisten müssen. Neben der SVP gibt es auch im linken Lager zahlreiche kritische Stimmen. So rät Kantonsrätin Michèle Dünki-Bättig (sp.), die in der zuständigen Kommission sitzt, dazu, erst auf E-Voting zu setzen, wenn die Technik «zu 100 Prozent» sicher sei. Auch bei den Grünen gebe es «ausserst grosse Sicherheitsbedenken», sagt Kantonsrätin Regula Kaeser-Stöckli. Und auch FDP und GLP geben sich skeptisch; zu einer abschliessenden Position haben sie sich noch nicht durchgerungen.

Craft-Beer – eine Kombination aus Handwerk und Heimat

Am Zürcher Bier-Festival lässt sich die Vielfalt der in- und der ausländischen Produktion begutachten

HARTMUTH ATTENHOFER

Bier braucht Heimat: So gebot es das Marketing bis vor wenigen Jahren. Doch damit wurden die immer stärker in den heimischen Markt eindringenden alternativen Importbiere ausgeschlossen. Also musste ein neuer Werbespruch her, der die einheimischen Biere gleich behandelte wie die importierten: Craft-Beer! «Kraft-Bier», wie Spötter sagen. Kaum eine hiesige Brauerei, egal, welcher Grösse, kommt an Craft-Beer vorbei. Nun gab es dieses aber in der Schweiz schon lange, bevor es zum Trend wurde: Computergesteuerte Industriebrauereien, die ohne Handarbeit auskommen, sind hier unbekannt. Hiesiges Bier ist handwerklich gebraut, also «craft beer», wie der Amerikaner sagt.

Spiel mit dem Reinheitsgebot

Unter dem Label Craft-Beer lassen sich neben den einheimischen auch viele ausländische Biere vermarkten. Das ist praktisch – und sicher nicht falsch. Denn Handwerk und Heimat passen gut unter einen Hut. Eine Gelegenheit, sich einen Überblick über das Angebot zu verschaffen, ergibt sich bis am Samstag im Theatersaal des Hotels Spigarten in Zürich Altstetten. Dort sind am 5. Zürich Bier-Festival rund 275 verschiedene Biere aus aller Welt im Ausschank. Sie kommen aus der Flasche und die meisten vom Fass. Letzteres ist heute oft aus Metall und in schlichter, schlanker Form – «keg» heissen, was very British ist.

Manche Craft-Beer-Brauer verstehen sich als Pioniere im Kampf gegen das Reinheitsgebot – oder wie sie mitunter zu sagen pflegen: Einheitsgebot. Sie verwenden unterschiedliche Zerealien wie Mais, Reis, Roggen, Hafer und Hirse, das sie dem Gerstenmalz beifügen. Und vor allem experimentieren sie mit neuen Hopfensorten, die mit Geschmacksnuancen auftreten, die jeden Bierdimpfler in die Flucht schlagen.

Eine Stufe weiter gehen Brauer, wenn sie ihrem Sud Ingredienzien zugeben, die das Reinheitsgebot verbietet. Das klassische Reinheitsgebot erlaubt nämlich nur Hopfen, Malz, Wasser und Hefe (und allerlei kleine Helferlein aus dem Labor). Begeben wie Kaffee, Schokolade, Aprikosen und so weiter müssen in der Schweiz auf der Etikette natürlich dekla-



Diese Gerstenkörner haben noch einen langen Weg vor sich, bis sie zu Bier werden.

VALENTIN FLAURAUD / KEYSTONE

riert werden. Nur in Bayern nicht. Dort ist Bier mit solchen Zutaten sowieso kein Bier.

Keine Polterabendstimmung

Ein Craft-Beer, also handwerklich gebraut, ist wohl jedes Bier am Festival, nur liest man das nicht auf jeder Etikette. Vertreten sind zehn europäische Brauereien und zwanzig aus der Schweiz. Die Veranstalter versprechen eine geschmackliche Abenteuerreise durch unser Land, wobei auffällt, dass die Romandie prominent vertreten ist. Und die ausländischen Favoriten? Bayern? Tschechien? Belgien? Weit gefehlt. Klar in Führung ist Ungarn mit fünf Brauereien. Zum Programm gehören auch drei Importeure, mit je einer Palette mit Dutzenden von Bieren, darunter Exoten aus fernsten Ländern.

Die Schweiz, ein Land der Braustätten

Hartmuth Attenhofer: Die genaue Zahl der Schweizer Brauer wabert um 750 herum; jeden Monat gehen ein, zwei neue Braustätten an den Zapfhahn – und etwa gleich viele hören auf. Der Biermarkt vibriert. Oder blubbert, wenn man so will. Jedenfalls ist die heimische Biervielfalt so reichhaltig wie noch nie in den vergangenen hundert Jahren. Die beim Bier-Festival im Spigarten vertretenen Brauereien sind nur die Spitze des Eisbergs. Weltweit hat die Schweiz, gemessen an der Bevölkerungszahl, die meisten Braustätten.

Das scheint übertrieben, ist aber erklärbar. Es ist nämlich allumfassend von Braustätten die Rede, nicht von Brauereien. Unter einer Brauerei stellt man

sich Pferdefuhrwerke, Hochkammine und Sudpfannen in der Grösse von Swimmingpools vor. Solche Brauereien gibt es tatsächlich hierzulande. Von einer Braustätte aber spricht der Gesetzgeber bereits, wenn pro Jahr über 400 Liter – also 4 Hektoliter in der Brauersprache – Bier hergestellt und auch ausser Haus vertrieben werden.

Und ab 400 Litern langt der Fiskus zu: Zwischen rund 17 und 34 Rappen kassiert die Eidgenössische Zollverwaltung pro Liter, ob er nun importiert oder in einheimischen Sudpfannen gebraut ist. Biertrinker sind somit die wahren staats-tragenden Eigenossen. Weintrinker nicht, denn eine Weinststeuer ist hierzulande unbekannt.

Der Eintrittspreis von 20 Franken und der Degustationspreis von mindestens einem Franken pro Deziliter tragen dazu bei, dass im «Spigarten» keine Polterabendstimmung aufkommt. Nicht ums Saufen geht es, sondern ums Degustieren, wie Markus Fischer betont, der Festival-Organisator, der seinen Lebensunterhalt in der Filmbranche als Audio-techniker verdient.

Begonnen hat er vor fünf Jahren: Beim Feierabendbier mit Kollegen habe man sich gewundert, dass im Restaurant keine Bierkarte auflegen sei, erinnert er sich. Das müsse sich ändern, schwor sich die Trinkrunde und hob Pro-Bier aus der Taufe. Geschützt hat Forscher den Namen nicht, so dass dieser heute zum Allerweltsbegriff geworden ist. Tut nichts zur Sache, sagen sich er und seine Mitstreiter und firmieren weiterhin munter unter Pro-Bier – mit dem ehrlichen Anspruch, jährlich ein Bier-Festival auszurichten.

Nicht nur für Bier-Affine

Zur ersten Ausgabe pilgerten ein paar Dutzend eingefleischte Bierfreunde referieren Alters in den «Spigarten», nippten hier ein wenig, schluckten da ein bisschen und liessen sich von der Vielfalt überraschen. Das sprach sich herum. Mit den folgenden Jahren wurde das Sortiment auch qualitativ ausgeweitet – und für das immer breiter werdende Publikumssegment sind nun Hopfen- und Malz-Workshops im Angebot.

Heute ist das Zürich Bier-Festival ein Event, der nicht nur Bier-Affine anzieht. Junge Frauen schlendern mit dem Degustationsglas in der Hand selbstbewusst von Stand zu Stand und beweisen augenfällig, dass Bier ein Genussmittel ist, das der Linie nicht abträglich ist.

Nicht das Bier mache dick, sagen die Brauer, sondern die fetten Speisen, die zum Bier in Unmengen verdrückt würden. Und die Bäcker sagen, nicht das Brot mache dick, sondern die Butter und die Wurst darauf. Und die Metzger sagen auch irgendetwas. Schon Paracelsus wusste aber: Es ist die schiere Menge, die wirkt. Gleichwohl ist es ratsam, Bier nicht auf leeren Magen zu degustieren. Am Bier-Festival helfen denn auch etliche Food-Stände, den Magen zu besänftigen, wenn es in ihm nagt.